



Sabine Schiffer

# Fränkisches Jerusalem Über idealisierte Geschichte, Ausgrenzungsmechanismen und die ganz alltägliche Fremdenangst

*Ob Berlin sich in hundert Jahren rühmen wird, schon zu Anfang des Jahrtausends hätte es in der Stadt einen Teil gegeben, der „Klein-Istanbul“ genannt wurde? Wird dieser Name dann für Weltoffenheit, Toleranz und fortschrittliches Denken stehen? Heute – wo die Bezeichnung „Klein-Istanbul“ noch abfällig für Stadtteile verwendet wird, in denen keiner leben will, ist das unvorstellbar. Aber die Zeiten können sich ändern zeigt Sabine Schiffer.*

Als die Hugenotten nach Erlangen in Bayern kamen, konnte man in zeitgenössischen Texten folgendes lesen: „Der (Zuwanderer) Gemüt ist bekannt, daß mit der Zeit, wenn sie sich eingestiet (haben), ... die Alteingesessenen aus ihrem Land und Gütern zu vertreiben pflegen.“, so in einer Stellungnahme des Konsortiums zur Ansiedlung französischer Reformierter 1681. Eigenartige religiöse Praktiken warf man den Fremden vor. Sie seien „dreckig“, würden stehlen, komische Sachen essen (Knoblauch), seien hochnäsiger und würden eine andere Sprache sprechen. Die Ablehnung reichte bis hin zu tätlichen Angriffen auf die Einwanderer.<sup>1</sup>

Heute rühmt sich die Stadt Erlangen entsprechend ihrem Stadtmotto „Offen aus Tradition“ ihrer gelungenen Integrationsgeschichte der hugenottischen Einwanderer – so als wäre man von Anfang an begeistert über die Zuwanderung gewesen. Heute sind die Spuren der „fremden“ Kultur in Erlangen kaum noch sichtbar. Die Hugenotten haben sich unsichtbar gemacht. Lediglich das karreeförmig angelegte Stadtbild ist als Zeugnis ihrer Siedlungsgewohnheiten geblieben sowie einige Namen die an den französischen Ursprung erinnern.

Geschichtsschreibung ist geduldig, formbar je nach Bedarf. Die sprachlichen Einordnungsversuche entspringen sehr oft mehr dem aktuellen Wunschenken als den historischen Fakten – wie so oft auf der Welt und wie auch in Bezug auf die jüdische Geschichte in Deutschland.

An Orten großer Zuwanderung hat es auch immer große Ablehnung gegeben,

die sich entweder nach einer gewissen Zeit auflöste oder aber immer wieder neu aufflammte, wie im Falle der Juden. Auch lange Jahre, teils Jahrzehnte oder Jahrhunderte nach ihrer Einwanderung in Europa flackerten antijüdische Ressentiments immer wieder auf. Die Juden als Gruppe blieben „markiert“, wurden ständig gesondert thematisiert und als besonders wahrgenommen – nicht immer ausschließlich negativ, aber immer irgendwie anders, eben markiert.

Ludwig Börne hat das einst treffend formuliert: „Es ist ein Wunder! Tausendmale habe ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die Einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sey, die Anderen verzeihen mir es; der Dritte lobt mich gar dafür; aber Alle denken daran. Sie sind wie gebannt in diesem magischen Judenkreise, es kann keiner hinaus.“

Gerade in den Städten auffälliger jüdischer Präsenz und Kultur waren auch die Ablehnungsgefühle der nicht-jüdischen Bevölkerung auf dem offiziellen Tableau. Der Äußerungsgrad von Antisemitismus, auch und gerade in Bildungskreisen, war etwa Ende des 19. Jahrhunderts in Berlin und Frankfurt besonders groß. Das angesehene Hotel „Kölner Hof“ in Frankfurt etwa warb mit dem Hinweis darauf, dass man „judenfrei“ sei. Größere Organisationen mit ausschließlich antisemitischer Themenstellung, wie etwa der „Deutsche Verein“ und die so genannte „Berliner Bewegung“ etablierten sich.

Auch die Heimatstadt Henri Kissingers, Fürth, eine Nachbarstadt vom Anfangs erwähnten Erlangen, ist hier keine Ausnahme gewesen. Glaubt man

jedoch den Vertretern der fränkischen Großstadt an der Seite Nürnbergs, dann hat es in Fürth „eine besondere Toleranz gegenüber den jüdischen Mitbürgern“ gegeben. Und in der Tat gibt es einige Anzeichen dafür. Während im 15. und 16. Jahrhundert Juden aus anderen Reichsstädten vertrieben wurden, fanden sie in Fürth Aufnahme.

Vor allem wohlhabende und gebildete Familien wurden akzeptiert und ermutigt, nach Fürth zu ziehen und dies hatte die Gründung von Synagogen, Talmudschulen und Druckereien zur Folge. Fürth wurde mit den Jahrhunderten zu einem Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit und diese Ausstrahlung verlieh ihm noch weiteren Zustrom. Als 1670 die Wiener Juden vertrieben wurden, zog es viele Familien nach Fürth. Fürth bildete inzwischen mit wenigen anderen Städten Europas einen Anziehungspunkt der jüdisch-religiösen Elite. Handel und Wandel florierten gerade auch wegen der Nähe zur Handelsmetropole Nürnberg, in der man zwar arbeiten, aber nicht wohnen durfte. Juden in Fürth genossen im Vergleich zu anderen Mitgliedern ihrer Gemeinden in Deutschland etliche Vorteile und auch politische Privilegien.

Die Stadt sowie Markgraf und Dompropst haben davon nicht schlecht profitiert. Die jüdischen Bürger hatten große Summen und wertvolle materielle Güter als Steuer- und Schutzgelder zu entrichten. Außerdem stieg der eigene Einfluss der Regenten mit jedem Haus mehr. Manchmal erschien es aus politischem Kalkül klug, den Juden einige Privilegien einzuräumen, die eigentlich nicht mehr waren als Zugeständ-



„Die Einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sey, die Anderen verzeihen mir es; der Dritte lobt mich gar dafür; aber Alle denken daran“

nisse – aber für damalige Verhältnisse eben schon Privilegien. Im Vergleich zu anderen Städten schneidet Fürth hier sehr gut ab.

War die Toleranz von offizieller und einflussreicher Seite also nur erkaufte? War die Stimmung in der Bevölkerung genauso antijüdisch wie anderswo in Deutschland und Europa? Diesen Fragen geht eine Ausstellung im Fürther Jüdischen Museum nach, die unter dem Titel „Das fränkische Jerusalem – von der Konstruktion jüdischer Geschichte“ noch bis Anfang September 2007 zu sehen sein wird.<sup>2</sup>

Der Titel provoziert, gerade im Jahr des tausendjährigen Stadtjubiläums Fürths, in dem man sich wieder gerne seiner gesamten Geschichte und „der besonderen Toleranz mit Ausnahme

der nationalsozialistischen Zeit“ rühmt – so etwa in der offiziellen Broschüre, die zum Festjahr 2007 herausgegeben wurde. Dies entspricht laut den Ausstellungskuratoren reinem Wunschenken. Denn die Bezeichnung „fränkisches Jerusalem“, mit dem man sich seit einer BR-Dokumentation über Fürth gerne schmückt, sei ursprünglich ein antisemitisches Schimpfwort gewesen – keine Liebeserklärung. Ähnlich wie Frankfurt um 1900 abschätzig als „Neu-Jerusalem am fränkischen Jordan“ bezeichnet wurde. Postkarten aus Frankfurt und Fürth um 1900 sprechen zudem eine deutliche Sprache – etwa mit Hinweisen auf den Dreyfuß-Fall in Frankreich wurden Wunschenken nach Vertreibung und Verbannung ausgedrückt.



Geschichtsschreibung ist geduldig, formbar je nach Bedarf. Die sprachlichen Einordnungsversuche entspringen sehr oft mehr dem aktuellen Wunschdenken als den historischen Fakten

Die Bezeichnung „Jerusalem“ verdankt Fürth wahrscheinlich einem Juden. Moritz Gottlieb Saphir, gescheiterter Talmudgelehrter und scharfzüngiger Satiriker, tat 1830 bei einem Besuch in Fürth den Ausspruch „bayrisches Jerusalem“. Er war entsetzt über die kleinkarierte Herleitung einer vermeintlichen Lebensweisheit in der Synagoge, so dass er der Stadt mitsamt dem gut sichtbaren jüdischen Kulturleben verächtlich den Titel „dieses bayrische Jerusalem“ verlieh.

Es gibt keine weiteren Belege, aber es ist mehr als wahrscheinlich, dass die Bezeichnung in ihrer abschätzigen Form immer dann angewendet wurde, wenn sich die so genannte Mehrheitsgesellschaft „überfremdet“ oder „befremdet“ fühlte. Auch heute gibt es

hinten vorgehaltener Hand oder auch offen Diffamierungen gegenüber Juden und anderen Minderheiten.

„Stellen Sie sich vor, heute würde jemand Berlin-Kreuzberg als ‚Klein-Istanbul‘ bezeichnen,“ sagt Daniela Eisenstein, Leiterin des Museums, „dann können sie ungefähr ermessen, wie der Begriff ‚fränkisches Jerusalem‘ einst gebraucht wurde: als Schimpfwort mit antisemitischem Unterton.“ Die heutige Verwendung sei eine Idealisierung.

Vielleicht muss man sie sich so vorstellen, die Diskussionen der damaligen Zeit. Es gab gleichzeitig gegenteilige Meinungen über „die Juden“, es gab Verschwörungstheoretiker, Aufwiegler und Aufklärer, vermeintliche und tatsächliche. Bei allen Unterschieden kann man vielleicht die heutige

Islamdebatte mit den daran teilnehmenden so genannten Islamkritikern und Islamwissenschaftlern als Vergleich heranziehen, um zu ermessen, wie Ressentiments geschürt werden und Wirkung erzielen. Das Misstrauen gegenüber der jüdischen Bevölkerung war auch in der Zeit präsent, als etwa die Druckmaschinen in Fürth heiß liefen und Tausende hebräische Schriften herausbrachten. So ließ der Dompropst zu Bamberg eine Buchuntersuchung durchführen, übersetzen und einige Texte umschreiben. Misstrauen war also auch von höchster Stelle vorhanden. Wenn sich aber so manches Privileg und auch so manche heute wohlklingenden Worte als pures Kalkül oder Ausdruck von Ablehnung entpuppen, dann bleibt für Fürth auch lediglich die übliche Normalität festzustellen und die war weit verbreitet antisemitisch.

<sup>1</sup> zit. nach Rohe, Matthias „Multikulturalität und Leitkultur“ – weitere Angaben unter: <http://www.zr2.jura.uni-erlangen.de/Koenigstein%20090902.pdf> (Abruf: 17.05.07)

<sup>2</sup><http://www.juedisches-museum.org/>